

Vom freien Reden und unklugen Handeln

Autor(en): **N. Sch.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **10 (1915)**

Heft 12

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-350992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unaufgeklärten Frauen. Da muß man flug vorgehen, wenn man das Ziel erreichen will. Ich meine, gerade solche Beispiele wie das angeführte, öffnen den Gleichgültigsten die Augen, wenn sie sehen, wie sie in ihrer verkehrten Demut und Bescheidenheit Recht für Pflicht oder Pflicht für Recht halten.

Eine ganz stille vorzügliche Agitatorin ist unser Vereinsorgan, die „Vorkämpferin“. Man wirft eine Nummer einer solchen Dulderin in ihren Briefkasten. Eine zweite Nummer macht sie schon aufmerksamer. Dann spricht man sie gelegentlich persönlich an, und so können auf diesem Wege unversehrt neue und manchmal die besten Mitglieder gewonnen werden. Es wäre noch auf viele Einzelheiten aufmerksam zu machen, auf welche ich später zurückkommen will.

Von dieser oder jener Genossin erwarte ich nun gerne, daß sie die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen an ihrem Orte durch Einsendung in die „Vorkämpferin“ bekannt gibt. Unsere liebe Mitkämpferin und Redakteurin nimmt ja bereitwilligst solche Sendungen auf und „modellt“ sie schon zurecht, wenn sie aus Zeitmangel oder auch sonst nicht so ganz druckreif geraten sind. Je mehr Mithilfe sie an uns, den Frauen, auch bei der Redaktion hat, umso mehr wird sie uns in unseren gemeinsamen Bestrebungen zu unterstützen vermögen. Genossinnen! Laßt darum bald aus der einen und der andern Landesecke etwas von euch hören.

Frau A., Luzern.

Das Fest der Liebe.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ Auch der modernste Geide empfindet im hintersten Winkel seines Herzens eine stille Sehnsucht, wenn er die alte Melodie hört! Niessche hat recht, wenn er sagt: „In den Eingeweiden sind wir noch Christen“. Das kommt daher, weil wir schon in frühester Jugend mit einem Wust von Lehren und Sprüchen umgaulert werden. Wenn dann des Lebens harte Wirklichkeit an uns herantritt, kommen wir in unüberbrückbaren Widerspruch mit all dem Gehörten und Gelehrten. Ueberall praktiziert die Welt, die uns umgibt, das Gegenteil der christlichen Nächstenliebe. Nur am Sonntag, in den Gotteshäusern, wird davon tauben Ohren gepredigt, werden Heilige, Märtyrer und fromme Seelen der ersten Jahrhunderte uns heute Lebenden als Vorbilder hingestellt.

Doch der alles umwälzende Kapitalismus hat auch die Religion und mit ihr die Kirche ganz unter seine Botmäßigkeit gebracht, ja sie geradezu zu einem Mittel der Bourgeoisie zur systematischen Verdummung der Volksmassen gemacht. Wir haben es alle neuestens erfahren, wie von den Kanzeln herab der abscheuliche Krieg, das große Völkerschlagen gesegnet wurde, wie man den Sieg eines jeden Landes vom all einzigen Gott ersleht. Und nun wollen sie wieder rufen: „Friede den Menschen auf Erden!“ Klingt das nicht wie Hohn?

Muß man sich nicht tief innerlich empören über die weihnachtliche Gesellschaftsheuchelei! Da läuten sie die Glocken, zünden die Kerzen an, lassen die Orgeln ertönen, in bunten Gewändern schreiten die Seelenhirten einher, schongekleidete Damen kommen, vor-

nehmen Kinder, Offiziere, Magistraten, jatte Herren, sie alle gehen und jubeln dem Gotte zu, dem einen Gott, den sie begreifen — dem Gotte des Profits. Glaubt ein Arbeiter, eine ausgebeutete Arbeiterin, ein sehender Mensch wirklich, daß die Bourgeoisie Feste feiern zu Ehren des armen Christuskindes? Wie sie sich freuen, in der Tat, die Reichen und die Satten, wie sie sich Geschenke geben, Festessen und Festwein kosten, Pläne schmieden, neue Pläne zur noch größeren Massenausbeutung — in der heiligen Nacht!

Ja, sie hatten ein gutes Jahr, Krieg war's zwar, aber ein gutes Jahr! Warum nicht in die Kirche gehen, um dem Volke zu zeigen, daß . . . Du aber Ausgebeuteter, Sklave des Kapitalismus, der du in einer düsteren Dachkammer das „Fest der Liebe“ zu feiern hast, währenddem die Reichen prassen und frohlocken, weißt du es denn noch nicht, daß erst dann der Menschheit Morgenröte leuchtet, wenn sie alle drei vernichtet sein werden die modernen Würger: Kapitalismus, Militarismus und die christliche Heuchelei? Drum komme zu uns und hilf mit, dieses Befreiungswerk vollbringen.

H. G. W.

Vom freien Reden und unflugen Handeln.

Eine Mutter sollte ihrem Kinde die beste Freundin und Beraterin sein. Wäre dem so, dann wüßte das Kind, wem es seinen jungen Kummer anvertrauen, zu wem es über die eigenen Handlungen und Vergehen und die der anderen Gespielen ohne Angst im Herzen sprechen kann. Anstatt von der Mutter abgewiesen zu werden, würde sie sich liebevoll seiner kleinen und großen Freuden und Leiden annehmen. So würde manch eine Kinderseele zu einem anderen, aufrechten Menschen geworden sein.

Von der allerfrühesten Jugend an sollten wir das Kind über seine Tagesereignisse befragen. Dann würde ein inniges Band zwischen Mutter und Kind entstehen und viel Unheil dadurch verhütet. Das Kind wächst heran, wird urteilsfähig, und wie gerne eilt es mit Freud und Leid zu einer teilnahmevollen Mutter. Kurz gesagt, es soll ein Kind frei zu den Eltern, vor allem zu der Mutter sprechen dürfen, über alles, was seine Brust bewegt und erregt.

Ich glaube, jede von uns Erwachsenen würde schon ein Glück darin finden, wenn sie zeitlebens mit all ihrem Kummer zu einem Mütterlein flüchten könnte, um Trost und Hilfe bei ihm zu suchen und zu finden. Unwillkürlich kommen mir da die Worte in den Sinn: All deinen Schmerz tilgt 's Mutterherz. In der Schule, auf der Straße bei den Gespielinnen, unter den Nebenmenschen, ereignet sich so manches, wobei das Kind fühlt, daß ihm Unrecht geschieht. Die Mutter soll mit dem Kinde die Angelegenheit prüfen und das Kind veranlassen, wenn es im Rechte ist, seine Sache offen und frei zu verteidigen. Und wäre es sogar in der Schule! Wie oft fühlen da nicht die Kinder, besonders die der arbeitenden Massen, daß sie ungerecht und parteiisch behandelt werden. Warum sollen wir denn schweigen, warum sollen wir nicht zu unserem Rechte kommen?

Kürzlich erzählte mir eine Arbeiterfrau, eine die nicht organisiert ist, daß ihr ältestes Kind letztes Frühjahr aus der Schule gekommen sei. Nun sollte das Mädchen etwas lernen. Es hatte Lust, Modistin zu werden. Sie, die Mutter, hatte aber die größte Mühe, dasselbe in einem Geschäft unterzubringen, weil das Kind eine eingefleischte, unüberwindliche Angst hatte, es könnte ihm dort Leid zustoßen. Wie einst in der Schule wäre es wieder dazu verurteilt, das Unrecht anderer büßen zu müssen.

Um diese Angst des Kindes zu verstehen, muß man wissen, daß das Mädchen drei Jahre bei einer Lehrerin war, die es dermaßen haßte, daß es wegen jeder Kleinigkeit gestraft wurde. Sobald in der Klasse etwas vorkam, so mußte es dieses Kind verübt haben. „Warum aber ließen Sie das jahrlang ohne weiteres geschehen?“, fragte ich die Frau. „Ja, wissen Sie,“ sagte sie zu mir, „so eine Arbeiterfrau muß eben dulden und schweigen!“ „Da haben Sie aber zu ihrem Schaden gehandelt,“ erwiderte ich ihr. „Da würde ich mich doch gründlich zur Wehr gesetzt haben. Ich habe in der Tat auch schon allerlei mit einer Lehrerin ausgefochten und um mein Recht als Arbeiterfrau gekämpft.“ „Ja, Sie haben schon recht,“ meinte die Frau, „aber Sie sind halt doch viel energischer als ich.“

Nun, da mag sie recht haben. Ich kämpfe stets für Gerechtigkeit. Wir Frauen müssen eben Energie entwickeln und uns zu schützen und helfen wissen, wo es die Not erfordert. Als Mütter, welche die Kinder zu erziehen haben, müssen wir allüberall frei und offen für sie eintreten. So werden die Kinder dann einstmals als Erwachsene nicht mehr die ertergielosen Menschen sein, deren es heutzutage so viele gibt.

N. Sch., Luzern.

Das Lied vom Hemde.

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
in schlechten Sadern saß ein Weib
nähen für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
in Hunger und Armut flehentlich
sang sie das „Lied vom Hemde“.

Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Sterne glüh'n durch's Dach!
O, lieber Sklavin sein
bei Türken und bei Heiden,
wo das Weib keine Seele zu retten hat,
als so bei Christen leiden!

Schaffen! Schaffen! Schaffen!
bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bis die Augen springen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum,
dann über den Knöpfen schlaf' ich ein,
und nähe sie fort im Traum.

O Männer, denen Weib,
Mutter und Schwestern gegeben:
Nicht Linnen ist's, was ihr verschleißt —
nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das ist der Armut Fluch!
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
ja, Hemd und Leichentuch!

Mit Fingern mager und müd,
mit Augen schwer und rot,
in schlechten Sadern saß ein Weib,
nähen für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
in Hunger und Armut flehentlich —
O, schwäng es laut zu den Reichen sich! —
sang sie dies „Lied vom Hemde“.

Thomas Hood.

Thomas Hood (sprich Hub), ursprünglich Kaufmann, dann Kupferstecher und schließlich Dichter, war ein Meister der ungekünstelten humorvollen Satire. Aber auch die Töne der Wehmut wußte er in tiefergreifender Weise anzuschlagen, so in seinem „The song of the shirt“, das die Not der Londoner Näherinnen schildert. Auf seinem Grabmal — er starb 1845 — stehen nur die Worte: „Er sang das Lied vom Hemde.“

Glückliche Kinderzeit?

Auf dem Heimwege von der Schule bemerkte ich, wie meine zwei Kameradinnen etwas über mich zu tuscheln hatten. Endlich kam es heraus.

„Du,“ sagte die eine, „ihr bekommt bald wieder ein Kind, dann habt ihr sechs wie wir.“

„Das ist nicht wahr! Meine Mutter sagt immer, sie habe genug an uns.“

„Ihr bekommt doch eines; man sieht es schon gut.“

Die unflätigen Bemerkungen, mit denen ich Achtjährige über die Herkunft der Kinder „aufgeklärt“ wurde, empörten mich aufs höchste.

„Es ist nicht wahr, ihr seid Lügnerinnen! Ich weiß genau, wo die Kinder herkommen. Im Bremgartnerwald, wo es weiß und rot blühendes Immergrün gibt, hat uns die Mutter gefunden. Wir suchen jetzt dort kein Holz mehr, damit die Mutter die Kinder nicht schreien hört. Ich weiß wohl, warum die Reichen so wenig Kinder haben. Weil sie nicht in den Wald gehen, finden sie keine.“

„Deine Mutter lügt. Sie darf nicht sagen, auf welche Art man Kinder kriegt.“

Schließlich wußte ich keine Antwort mehr und eilte davon. Atemlos rannte ich nach Hause in die Stube: „Gäll Mutter, s'isch nid wahr, daß d'Kinder us'em Bibchömed?“

Als ich wieder zu mir kam, saß ich unter dem Tisch. In meinen Ohren sauste es: So schlecht, so schlecht, so schlecht! Vor den Augen tanzten feurige Ringe, die sagten im Takt: „Lügnerin, Lügnerin, Lügnerin!“

Meine Mutter bereute jedenfalls den Schlag; sie war zu mir ungewöhnlich zärtlich. Auch, als ich ein paar Tage später, trotz Verbot, barfuß lief und dabei ein Paar neue Strümpfe verlor, wurde ich nicht totgeschlagen, wie ich befürchtete. Ganz freundlich sagte die Mutter:

„Da siehst du, Lina, wie es geht, wenn man nicht gehorcht.“

Das alles versing aber bei mir nicht mehr, wußte ich